

Nachklang.

(Moskauer Freie Bühne.)

Fierliches Halbdukel. . . Zwei Unsterbliche reifen mit wuchtiger Hand an unser Herz: Shalpeares Schatten in Tschafomskis Musik „Romeo und Julia“. Begeisterliche Jugend voll heimlicher Bonne wehrlos der Leidenschaft Raub. . .

— Eine Welt voll quellender Schönheit in der Brust, wirbelnder Glückssturm, unsäglich dies alles — ein rasendes Prestissimo aller Stimmen, aller Sinnes- und Seelenkräfte — — da, mitten in Wirbel ein drohendes Halt — atemlose Stille — ein dumpfer Schlag — und dahin starb das hohe Lied der Lieder — — bleiche Schatten sanken in Dunkel — — wenige — — leise verhallende Töne noch — — — — —
Stille . . . starb sie schon, verklang sie, die

Welt an leuchtenden Farben, brennenden Tönen? — — —

Und vor uns öffnet sich im Dämmerlicht ein raumloses Grau, und aus dem Nichts kündet geisterhaft eine Stimme sich selbst, dieses Nichts, des Rätsels Mensch dunkles Geschick. — Ein Nichts? Erschauend, taumelnd stürzt der Geist in welkenferne Abgründe . . . sind wir, waren wir je wir — ist alles Schatten, Bild?

Da ein Turmzimmer in verglühendem Abendrot, hoch oben über dem Gewimmel. Im Dunkel versank die Welt des ewigen Westens, einsame Sterne nur leuchten aus endloser Ferne, sie, seine Nächsten, Vertrauesten, letzten Geliebten.

Im Gemach voll Todesahnung er, der ewig Einsame, der Liebende, der Schöpfer.

Denen da unten aber nur — der Pierrot. Und plötzlich — diese bunten, tanzenden Schemen, bei ihm, in dieser Stunde — waren das — seine Freunde? Die ihm seine Fremdheit noch herber, beflammender ins Herz drückten?

Und dann — oh Wunder! sie selbst, die Geliebte, die Göttin, sein Alles. Zögernd, hingebende Liebe, Herbensmatte Wohmut. . . Oh qualverdoppelnder Abschied, Lust und Tod zugleich — — ahnte sie, daß ihn düsterte nach dem letzten Abschied, dem süßen Tod aus ihrer Hand?

Der — sah schon da, in seinem Herzen, längst — und wirgte und rang — — nun aber, da sie ihm erschien, ward's jubelnde Erlösung!

Ihr Bild, das seine Seele füllte bis zum Rande, in dessen strahlendem Anblick er versank: war sterben hier — noch Tod? Dieß Tod nicht, tausendfach erlebter Tod, Dasein ohne sie, dem Sinn seiner Seele?

Und da stand sie, herrlich, groß, und schenkte ihm in überirdischer Weihe seine hohe Zeit. . . Tod, wo ist dein Stachel? triumphierte es jauchzend in ihm. —

Und Pierrette, liebe kleine Pierrette — warum bleibst du zurück? — Ach, schenken konnte sie, opfern, nicht trotziger rauben wie er, der sein Unsterbliches mit gewaltigem Entschluß hinausriß aus dem trüben Nichtsein ohne Liebe, der die Fackel noch lobernd in die kühlen Fluten stieß, ehe sie langsam schmelzend erlosch. Aber sie, seine Sonne, wollte sie je etwas für sich? War sie nicht ganz Labewille, süß schenkende Tugend, für ihn, den Lebenden, den Zeitlichen? Konnte sie ihm ins Zeitenlose folgen, wo ihr ängstlich-zärtlicher Blick ihn verlor? —

Aber — wenn auch ihr zager Wille versagte, übermenschlichen Qualen, unentrinnbaren, mußte sie dann erliegen . . . wahrlich — größeres Leid brach

ihre Seele, als ihm es anbrach — arme, süße Pierrette — du Bonne unseres Lebens!

Nur der Liebe Leid, das tötet, Pierrot, du jünger, glühender? Bist du es nicht wieder, Pierrot, du qualvoll Schaffender, dem einsam hoch oben bei Sternenschein müde sein Genius starb, langsam zu Tode gequält von dumpfer Ohnmacht, brutaler Gewalt, da unten? —

Einmal noch, zum Abschied, steigt sie, die göttliche Flamme, die ihm entwich, empor aus dem Dunkel — — fort sind längst die neckisch tändelnden Geister, die sich ihm Gefährten glaubten — waren sie es je?

Wie — und kam sie wieder, die verloren geglaubte — bang lächelnd, verschleiert?

Der Traum seines Lebens, zum letzten göttlichen Liebesmahl, das süßeste Gift des Erblühens, traumloses Nichtsein schenkend — — —

Hoch flammte seine Seele auf, purpurn leuchtete der Grund, auf dem sie, seines Genius Flamme, ihm den tiefsten Dabetrunk kredenzte. . . Sieg und Tod in einem zugleich. — Sieg über den ewig grauen Nebeltag, tief da unten; Sieg seiner heiligsten Herzensflamme — Tod der letzten feigen Schwäche trügerischer Illusion — —: Ich komme, Phöbus Apollo, schlüge ward meine Seele und frei von aller Erden schwere — empor zum ewigen Licht — ewiger Geburt und Sterben — — — aber sie, die hehre Flamme ward zu denen da unten gerissen, begast, verhöhnt, gekehrt, geknechtet im toten Mummentanz gespensterhafter Larven, der Guten, Braven — — ihres Jeros bleicher Schatten der einzig Lebende unter ihnen, schemenhaft versiegend und unerkannt im blindwütigen, tollen Kreisen — — —

Wer warst du, Pierrot? Trugst du dein heißes Herz zu Grabe, das getäuschte, verarmte — deinen Genius, dein Träumen, das entschwebende? —

Ach, immer das Gleiche: es glüht der göttliche Funke, sprüht auf — und erstickt im kalten schweren Schlamm des Lebens da unten, im Flachen. — — —

Ein glühender Traum zog vorüber — berührte er wohl jemandes Herz, weckte er wo ein langvergessenes, kindheitseeliges Verlangen den Pfad zu suchen nach Nirgendheim? Oder tönt es doch leise in uns noch vom ewigen Schattenspiel: dem armen Pierrot und der süßen Pierrette? —

Arm — wirklich arm? Diese Lebenquellenden, Seelenreichen, die untergehend sich segnen, reichen Daben und Schönheit spendend als sattes lampfloßes Dasein, diese — arm?

Nein, hundertmal nein — ein Dank dem Leben, das uns durch Künstlers Hand dieses ergreifend wahre Schauspiel erleben läßt von denen, „die nur zu leben wissen, es sei denn als Untergehende, Übergehende,“ — „in deren Sterben noch ihr Leben und ihre Tugend glühen, gleich einem Abendrot in die Erde“ — — schonend verhüllt im Gewand des Pierrot — der Pierrette. pa.